

Katherine
Pancol

Muchachas

NUR EIN SCHRITT
ZUM GLÜCK

Katherine
Pancol

Muchachas

NUR EIN SCHRITT
ZUM GLÜCK

Roman

Aus dem Französischen von
Nathalie Lemmens

carl'sbooks

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Muchachas 3« im Verlag Albin Michel, Paris.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2014 by Katherine Pancol

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016

bei carl's books, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlag: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: www.buerosued.de

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-58558-0

www.carlsbooks.de

*Für Octavie und Chacha,
meine beiden aufmerksamen Leserinnen,
Nadine, Dominique, Sarah,
Corinne, Sophie, Gloria,
Pascale, Béatrice, Melissa,
Nathalie, Sylvie, Marina,
Virginie, Carole, Magda,
Lilo, Lise, Marie,
zwei chicas an der Bratsche!
Muchas gracias, muchachas!*

»Jeder Mensch in seiner Nacht
geht entgegen seinem Licht.«

VICTOR HUGO

Sie sitzt am Steuer des roten Kangoo und sieht zu, wie die Hügel, die Brücken und die Dörfer des Burgund an ihr vorbeigleiten. Sie erkennt einen Bauernhof wieder, einen Weiher, ein weißes Gatter, das im Wind hin und her schlägt. Eine getigerte Katze liegt zusammengerollt auf einem Pfeiler der Firma Moret.

Sie könnte mit geschlossenen Augen fahren. Sie kennt die Strecke auswendig. Sie fährt regelmäßig nach Lyon. Sie hat Georges gebeten, ihr seinen Wagen zu leihen. Und Julie um freie Tage. Ohne ihnen einen Grund dafür zu nennen.

»Zieh sie mir von meinem Urlaub ab.«

»Mach dir keine Gedanken«, hat Julie geantwortet. Und Georges hat ihr den Autoschlüssel hingehalten. Als wüssten sie, dass sie noch etwas zu klären hat. Während sie die vorbeifliegende Landschaft betrachtet, fragt sie sich, wie sie mit Lucien Plissonnier umgehen soll.

»Lucien Plissonnier«, sagt sie mit lauter Stimme. »Mein Vater... Lucien Plissonnier.«

Irgendwo muss es eine Madame Plissonnier geben, Luciens Witwe. Lebt sie noch? Hat sie gewusst, dass ihr Mann sie betrog?

Wenn Adrian mich betrügen würde ...

Sie will nicht daran denken.

Sie weiß nicht, wo er wohnt, wovon er lebt, ob er überhaupt arbeitet. Er bringt ihr Geld mit, Scheine, die er in die Seifendose unter dem Badezimmerwaschbecken legt. Immer unterschiedliche Beträge. Er behauptet, es sei besser, wenn sie nicht wisse,

woher es stammt. Und dann fügt er hinzu, dass sie eines Tages wieder zusammen sein würden. Auch Léonie dachte, dass sie und Lucien eines Tages wieder zusammen sein würden.

Stella hält an einem Stoppschild. Das ist die neue Manie der Départementverwaltung. Überall Stoppschilder aufzustellen. Die Leute ignorieren sie, fahren fröhlich weiter, und es kommt zu Unfällen mit Todesopfern.

Sie lässt ein Mofa vorbei und fährt wieder los. Es fühlt sich komisch an, plötzlich zu einer Familie zu gehören, in der sie niemanden kennt. Sie mustert ihr Gesicht im Rückspiegel. Ihr blondes Haar steht zu Berge. Fast wie der Federschmuck eines Sioux. Eine vom Himmel gefallene Kriegerin. Adrian sagt, sie sehe aus wie diese Schauspielerin Tilda Swinton. Er hat ihr ein Foto in einer Zeitschrift gezeigt. Joséphine sieht nicht aus wie Tilda Swinton. Sie strahlt einen subtilen, zarten, eleganten Charme aus, der ihr Gegenüber in Watte hüllt. Ist sie verheiratet? Sie trägt keinen Ehering.

Stella hupt, damit der Traktor vor ihr an die Seite fährt und sie vorbeilässt. Sie hat es eilig, Tom wartet auf sie. Seit Schnuffels Tod bekommt er wegen jeder Kleinigkeit eine Stinklaune, verbringt Stunden allein im Wald, redet beim Essen kein Wort und geht gleich anschließend mit seiner Mundharmonika ins Bett.

Nadine, die Direktorin seiner Schule, behauptet, er habe wieder angefangen, sich zu prügeln.

»Dein Sohn ist ständig wütend, Stella, weißt du, woran das liegt?«

»Jemand hat seinen Hund umgebracht.«

»Du solltest ihn zu einem Psychologen schicken.«

»Als ob er mit einem Seelenklempner reden würde! Da kennst du ihn aber schlecht.«

Tom ist genau wie sie. Er spricht nicht. Er klärt seine Angelegenheiten allein.

»Musst du so oft wegfahren?«, hat Suzon sie gefragt. »Und

was treibst du da überhaupt? Seit der Sache mit Schnuffel mache ich mir immer Sorgen, dir könnte was passieren. Ich habe keine ruhige Minute mehr.«

»Unsinn, Nannie. Da, wo ich hinfahre, ist es nicht gefährlich.«

»Aber was genau machst du denn da?«

»Etwas auskundschaften.«

»Das soll eine Beschäftigung sein?«

Stella ist wie ein Tier, sie will Joséphine erst eine Weile beobachten, bevor sie sie anspricht. Sie hat gelernt, die Menschen zu entschlüsseln. Ihre Gesten und Blicke zu deuten, so wie sie von ihren Lippen ablesen kann. Im Zittern einer Stimme hört sie die unterdrückte Anklage, die Feigheit, die Lüge. Sie spürt den Schlag, ehe er kommt, ahnt den bevorstehenden Verrat.

Mehrere Stunden Hinfahrt, mehrere Stunden Rückfahrt, Zeit, in der sie darüber nachdenkt, ob sie Joséphine Cortès ihr Vertrauen schenken soll oder nicht.

Auch Léonie will es wissen. Was wissen? Das weiß sie selbst nicht genau.

»Seltsam«, sagt sie, »es fühlt sich an, als fände ich endlich meinen rechtmäßigen Platz. Dieses jahrelange Nichtwissen ... das hat mich verrückt gemacht. Am Ende habe ich mich sogar gefragt, ob ich Lucien nicht bloß erfunden hatte und du doch Rays Tochter bist.«

»Aber er ist zeugungsunfähig, Maman! Erwinnere dich! Der Hohlsack!«

»Ich hatte keine Gewissheiten mehr. Ich verlor all meine Erinnerungen.«

»Das liegt an den Schlägen, die haben dein Gedächtnis getrübt.«

»Endlich werde ich es wissen ...«

»Mach dir nicht zu viele Hoffnungen, Maman, vielleicht sind diese Leute ja Ratten.«

»Wirkt Joséphine Plissonnier denn wie eine Ratte?«

»Nein. Und die Studenten scheinen sie sehr zu mögen.«

»Siehst du!«, erwidert Léonie, stolz darauf, diesen Punkt verbucht zu haben.

Sie fordert Details: Ist sie groß, ist sie schlank, ist sie hübsch? Trägt sie eine Brille? Wie zieht sie sich an? Hebt sie beim Sprechen die Stimme? Sie muss intelligent sein, wenn sie diesen Beruf hat! Lucien sagte immer, er könne ihretwegen nicht weg, er müsse bleiben, um sie zu beschützen. Es musste etwas Schlimmes vorgefallen sein.

Und was ist mit mir?, hätte Stella am liebsten geschrien. Hast du mich etwa beschützt? Aber sie fragt nur: »Hat er dir jemals Näheres dazu gesagt?«

»Nein, er wirkte bedrückt.« Léonie entfährt ein Seufzen, dann sagt sie leise: »Du hast eine Schwester, Stella. Ist das nicht wundervoll?«

Ich brauche keine Schwester!, murrte Stella, während sie an einem weiteren Stoppschild anhält. Ich brauche niemanden.

Vom hinteren Teil des Hörsaals aus wirkt Joséphine Cortès sanft und bescheiden. Sie hebt nie die Stimme. Es heißt, sie habe einen unglaublich hässlichen Hund namens Du Guesclin.

Heute hat sie ihr eine Nachricht unter den Scheibenwischer geklemmt. Vielleicht hätte ich etwas anderes schreiben sollen? Deutlicher werden? Ich heiße Stella, ich bin Ihre Halbschwester, Ihr Vater war der Liebhaber meiner Mutter, na ja ... nicht lange, aber lange genug, um mich zu zeugen. Ich wüsste gerne ... was für ein Mensch er war. Haben Sie ein Foto von ihm? Woran ist er an jenem dreizehnten Juli gestorben? Er war noch nicht alt. Anfang vierzig? Als er sich zwei Wochen zuvor von Léonie verabschiedet hatte, war er noch bei bester Gesundheit. Finden Sie das etwa normal?

Denn irgendwann ist ihr vor lauter Grübeln dieser Gedanke gekommen: Mit vierzig Jahren zu sterben ist nicht normal. Was,

wenn Ray dahintersteckt? Es ist idiotisch, das weiß sie selbst, aber alles ist möglich. Turquet, Gerson und Lancenny hätten lediglich zu beschließen brauchen, die Ehre ihres Anführers zu rächen. Solche männlichen Floskeln verwenden sie nämlich, eine Hand an der Brust, den Ellbogen auf die Theke gelehnt. »Seine Ehre rächen«, »ihn fertigmachen«, »dem Arschloch geben, was es verdient«. Sie trinken ihr Bier aus und ziehen in den Krieg.

Sie kennt sie in- und auswendig.

Die Vergangenheit, denkt sie, als sie das spitze Dach des Pappelhofs vor sich auftauchen sieht, die Vergangenheit... Man glaubt, sie hinter sich zu haben, und dann kommt sie doch wieder angerast und stellt sich einem in den Weg. Sie zieht einen zur Rechenschaft, stellt Fragen. Spielt den edlen Rächer. Die Vergangenheit vergisst nie. Sie kommt immer wieder. Und verlangt, dass die Schulden beglichen werden. Sie mag keine offenen Rechnungen.

Violette zum Beispiel. Warum ist sie zurück in Saint-Chaland? Als ihre Eltern vor drei Monaten gestorben sind, konnte sie gar nicht schnell genug wieder verschwinden. Einmal kurz den Weihwasserwedel über ihrem Grab geschwenkt, dann ist sie in das Taxi gesprungen, das mit laufendem Motor auf sie wartete. Sehr schick sah sie aus in ihrem modischen rosa-weiß karierten Mantel. Sie müsse zurück zu einem Dreh, keine Zeit, keine Zeit. Die Leute waren empört, was ist das für eine aufgetakelte Tussi, die sich nach der letzten Schaufel gleich wieder davonmacht?

Violette. Seit sie wieder da ist, kann Stella sie in aller Ruhe beobachten. In ihrer Jugend verschlug ihr Violette mit ihrem Selbstbewusstsein, ihrer Dreistigkeit und ihren kleinen Brüsten, die alle Jungs aus dem Viertel verrückt machten, die Sprache. Es war immer klar, dass sie erfolgreich sein würde. Sie brauchte nur mit den Fingern zu schnippen, und schon würde ihr Name ganz oben auf einem Filmplakat stehen.

Stella trifft sich gelegentlich mit Violette auf einen Kaffee und

lässt dabei Augen, Nase und Ohren arbeiten. All ihre Sinne sind in Alarmbereitschaft.

Violette erzählt so wenig wie möglich. Sie hat begriffen, dass sie sich bedeckt halten muss. Je weniger die Leute wissen, desto höher ist ihr Ansehen in dieser Stadt, in der das geringste Flüstern zum Gerücht wird. Warum ist sie nach Saint-Chaland zurückgekommen? Hat sie vor, ihre Schauspielkarriere fortzusetzen? Warum haben wir hier nie einen Film mit ihr gesehen? Hat sie schon genug Geld verdient, um nicht mehr arbeiten zu müssen? Muss sie nicht zurück nach Paris? Sie kennt doch bestimmt irgendwelche Stars? Véronique Genest, Alain Delon, Victor Lanoux, Mimi Mathy, Sophie Marceau? Wie sind die so? Hast du ihre Handynummer?

Violette setzt ein geheimnisvolles Lächeln auf, um anzudeuten, dass sie darauf nicht antworten könne, dass es zu lange dauern würde, alles zu erklären, dass ihre Rückkehr nach Saint-Chaland nur vorübergehend sei. Sie muss sich um den Nachlass ihrer Eltern kümmern, die bei einem Unfall auf der D81 gestorben sind. Ein Lkw hatte ein Stoppschild überfahren und ihren Wagen gerammt. So gute, anständige Leute! Sie senkt den Kopf und unterdrückt ein Schluchzen, das allen Fragen Einhalt gebietet und die Neugierigen beschämt verstummen lässt.

Das funktioniert wunderbar. Man bedauert sie, man schätzt sie, man entdeckt, dass sie ja doch ein Herz hat, man macht sich Vorwürfe, weil man an ihr gezweifelt hat. »Sie ist nicht nur äußerlich schön«, behauptet die Bäckerin, während sie ihre Münzen einsortiert, »sondern hat auch ein schönes Inneres. Sie ist so rein wie Quellwasser!«

Violette ist eine sehr attraktive Frau, keine Frage. Groß, schlank, volles blondes Haar, haselnussbraune Augen und jenes Auftreten, das man sich nur in Großstädten aneignet, wenn man lange genug in Zeitschriften blättert und die hübschen Mädchen auf den

Caféterrassen beobachtet. Man muss schon sehr genau hinsehen, um die ersten Fältchen in ihren Augenwinkeln und das leichte Erschlaffen der Haut um ihren Mund zu erkennen, das ihrer Miene etwas Desillusioniertes verleiht. Den Ausdruck eines Menschen, der viel erwartet, viel erhofft hat und enttäuscht wurde. Nur Stellas geübter Blick hat diese Ernüchterung erkannt.

Wie sehr sich Violette auch aufspielt, große Reden schwingt und mit Namen, Zahlen und sagenhaften Angeboten um sich wirft, Stella hat erfasst, dass das alles nur heiße Luft ist. Der reinste Fön. »Ich habe etwas ganz Großes in Aussicht... mein Agent prüft den Vertrag... eine internationale Produktion.« Stella nickt. Sie interessiert nur eines. Sie will wissen, ob das, was man sich in der Stadt erzählt, wahr ist: Violette und Ray sollen ein Paar sein. Oder ist es bloß ein Gerücht? Und hat der Mann sich tatsächlich verliebt, oder gönnt er sich nur ein bisschen Spaß? Denn wenn ihn die Gefühle gepackt hätten, würde das alles verändern! Gefühle machen einen Mann angreifbar. Durch sie wird er zu einer leichten Beute. Wenn Ray verliebt ist, kann Stella schon mal die Nägel rausholen, um seinen Sarg zuzunageln.

Und sie will wissen, auf welcher Seite Violette steht. Denn wenn sie es mit fünfunddreißig noch immer nicht geschafft hat, die Leinwand zu erobern, warum sollte sie da nicht auf die Idee kommen, sich mit Ray zusammenzutun? Er ist fünfundzwanzig Jahre älter als sie, aber das hat noch nie jemanden gestört. Er hat Beziehungen, verkehrt in den besten Kreisen, ist auf Du und Du mit dem Präfekten, dem Unterpräfekten, dem Bürgermeister und seinen Stellvertretern, den Bullen und allen hohen Tieren des Département. Er hat Geld, auch wenn er immer noch in der Rue des Éperriers wohnt. Aus Bequemlichkeit. Weil seine Mutter sich weigert umzuziehen. Weil er ein Geizhals ist und dort keine Miete zahlt. Eine Dienstwohnung, obwohl er längst nicht mehr im Dienst ist! Noch so ein Betrug! Er macht einen wohlhabenden Eindruck: dickes Auto, teure Restaurants, technischer

Schnickschnack, Handys, Rolex und Tablets. Ein flotter Typ in schicken Klamotten. Der macht sich nie die Hände schmutzig. Die Drecksarbeit überlässt er seinen Kumpanen Gerson, Turquet und Lancenny. Sein Hauptquartier befindet sich im Hinterzimmer von Lancennys Kneipe. Dort kassiert er seine Provisionen, sein Schmiergeld, seine Umschläge, das ganze Geld, das ihm seine krummen Geschäfte einbringen. Er besticht jeden, und jeder besticht ihn. Es ist ein gegenseitiges Geben und Nehmen. All das muss auf Violette sehr verlockend wirken.

Und auch wenn es Stella schwerfällt, das zuzugeben: Ray ist trotz seines Alters immer noch ein attraktiver Mann. Er hält sich gerade, hat einen flachen Bauch, stets gebräunte Haut, ein strahlendes Lächeln und dieses arrogante Gutsherrengehabe, das den Frauen selbst jetzt noch Schauer über den Rücken jagt.

All das liest Stella in Violettes Blick. Aber sie sieht darin auch ein Zögern.

Noch ist nichts entschieden.

Violette erzählt von ihren Plänen, hört sich »New York« sagen, »Los Angeles«, »Paris«, wundert sich einen Moment, doch es klingt so aufregend, und sie wiederholt die Worte.

Und noch einmal.

Je öfter sie darüber spricht, desto mehr glaubt sie es selbst. Sie prüft ihren Vertrag, wird ihn demnächst mit ihrem Agenten besprechen. Morgen fliegt sie nach L.A., sucht einen Designer, der sie einkleidet, eine Friseurin, die sie begleitet. Das Leben ist schön. Es tut so gut, endlich ein Star zu sein... Sie blickt von hoch oben auf die Welt herab. Die Menschen um sie herum sind nur Assistenten, die ihr zuhören sollen, ihr Stichworte geben, sie ins rechte Licht rücken. Sie beginnt ihre Sätze mit »Ich erklär's dir...«, und sieht den anderen dabei an, als wäre er bescheuert. Sie ist der Mittelpunkt der Welt, die Hauptdarstellerin in einem Drehbuch, das sie Stück für Stück weiterschreibt. Wer soll ihr in Saint-Chaland schon auf die Schliche kommen?

Dabei vertrödelt sie bloß ihre Zeit.

Schläft bis mittags, enthaart sich mit Kaltwachs, mit Heißwachs, lackiert sich die Nägel, einen in Orange, den anderen in Rot, den dritten in Dunkelblau, sieht fern, twittert unter falschem Namen, verbreitet Gemeinheiten, probiert ein Shampoo aus, trägt eine Maske für empfindliche Haut auf, liest ihr Horoskop, ruft ihre Hellseherin an, blättert *Voici*, *Closer* und *Public* durch und starrt auf ihr Handy, das einfach nicht klingelt.

Zündet sich ihre dreißigste Zigarette an. Morgen hört sie damit auf, versprochen.

Stella erkennt die Lücken in Violettes manchmal verstörtem, manchmal verletztem Blick. Sie belauert sie wie eine Katze die Maus. Wartet. Freundlich, schweigend. Sie weiß nicht, worauf sie wartet, aber irgendwann wird Violette eine Information entschlüpfen.

Und an diesem Tag hat sie Ray Valenti in der Hand.

Violette hat angefangen, ihre eigenen Lügen zu glauben.

Sie schaut auf ihr Handy. Sie ruft ihren Agenten an, er antwortet: »Ich habe gerade ein Gespräch auf der anderen Leitung, Violette, ich rufe dich in zwei Minuten zurück.« Sie legt auf, erregt, den Tränen nahe. Er hat sie nicht vergessen, er hat gesagt, er ruft zurück! Er hat ein Projekt für sie, ganz bestimmt! Egal, was, Hauptsache, sie steht vor der Kamera. Meine Güte, sie war kurz davor, die Hoffnung aufzugeben! Warum hat sie so wenig Vertrauen zu sich selbst?

Sie beschließt, nichts mehr zu essen, zupft sich die Augenbrauen, lackiert ihre Fingernägel neu, Orange wirkt vulgär! Sie überlegt, unter die Dusche zu gehen, verwirft den Gedanken jedoch wieder. Was, wenn das Telefon klingelt, und sie es nicht hört?

Als Ray sie abends um acht zum Essen abholen will, sitzt sie im Schneidersitz neben ihrem Handy.

»Machst du Yoga?«, fragt er lächelnd, gerührt von ihrer Schönheit.

»Ja, klar«, antwortet sie mit bitterbösem Blick.

»Bist du so weit? Wir haben eine Verabredung mit dem Präfekten.«

»Nicht heute Abend«, entgegnet sie.

»Er wollte wegen eines Jobs mit dir reden!«

»Nicht heute Abend!«, wiederholt sie lauter.

»Der Gerichtspräsident und seine Frau kommen auch.«

»Hör auf!«, schreit sie. »Hast du's nicht kapiert?«

Und sie versetzt dem auf dem Boden liegenden Handy einen Tritt. Ray sieht sie überrascht an.

»Soll ich uns eine Pizza holen, und wir essen sie vor dem Fernseher? Ich sage ab, ich denke mir irgendwas aus. Ich sage, meiner Mutter geht's nicht gut. Das wird er schon verstehen.«

»Pizza«, »Fernseher«, »essen«, »meine Mutter«, die Worte zucken wie wütende Blitze durch ihren Kopf.

»Verschwinde, Ray, raus hier!«

Verwirrt zieht er wieder ab. Dieses Mädchen ist total durchgeknallt. Sie sollte ihn nicht zu oft so behandeln. Sonst wird er noch wütend. Bestraft sie. Aber vielleicht wartet sie ja nur darauf? Er tritt gegen den Vorderreifen seines Maserati. Scheiße! Dabei war er heute Abend echt scharf auf sie! Sie hat etwas an sich, was ihn verrückt macht. Diese Art, ihm die kalte Schulter zu zeigen und ihn dann wieder zu locken. Sie macht einen Schritt vor, einen zurück, dann wieder einen vor, einen zurück. Er weiß nicht mehr, wo ihm der Kopf steht. Sie hat ihn am Haken. Man müsste ihm schon den Schwanz abschneiden, damit er von ihr loskommt. Bevor er an ihrer Tür klingelt, spielt sein Herzschlag verrückt. Um sich Mut zu machen, denkt er daran, wie er sie vögeln wird. Denn das ... also das ist der Himmel auf Erden! Wenn er behutsam zwischen ihre Schenkel dringt, überschwemmt ihn die Lust, raubt ihm den Atem, er ertrinkt, er sagt Ja, er betet zu Gott und allen Heiligen, er würde alles unterschreiben. Dieses Mädchen

hat eine Vagina wie eine Boa constrictor. Ihr Geschlecht ist mit weichen, warmen, kuscheligen Wänden ausgekleidet, die seinen Schwanz umfassen, ihn massieren, ihn walken, ihn kneten. Er windet sich, entbrennt lichterloh wie eine Fackel, wimmert wie ein verletztes Tier, beißt sich in die Fäuste, presst seine Nase in die Kissen, ihm schwinden die Sinne. Er ist erschöpft, zerschlagen, den Tränen nah. Es fühlt sich so gut an, ganz tief drin in ihr zu sein, er möchte »Mama« rufen, am liebsten für immer in ihr bleiben.

Er kann nicht mehr ohne sie leben. Wenn er das gewusst hätte, hätte er sie niemals angerührt. Hochentzündliches Material. Abstand halten. Er zwingt sich zur Enthaltbarkeit, doch solche Phasen dauern nie länger als achtundvierzig Stunden. Und er ist in einem erbärmlichen Zustand, wenn er wieder angekrochen kommt und um seine Ration bettelt!

Er hat schon zwei Zentimeter Halsumfang verloren, bald kann er seine ganzen Hemden wegschmeißen.

Am nächsten Morgen ruft sie ihn an.

Nicht aus Sehnsucht nach ihm, sondern weil sie Angst hat, ihr könne das Geld ausgehen. Ihre Eltern haben ihr das kleine Einfamilienhaus und ein mageres Sparbuch hinterlassen. Sie hat neue Fotos machen lassen, um ihre Karriere wieder anzukurbeln. Hat mit dem Fotografen geschlafen, damit er ihr einen Sonderpreis macht. Und die Visagistin wollte dreihundertvierzig Euro die Stunde. Es ist dieselbe, die auch Angelina Jolie bucht, wenn sie in Paris ist. Bald hat sie keinen Cent mehr. Ray ist ihre letzte Hoffnung. Er hat Geld. Sie hat sich erkundigt, bevor sie ihn ran gelassen hat. Eine Freundin von ihr arbeitet bei der Banque de France und versorgt sie jedes Mal mit Informationen, wenn ein interessanter Mann in Sicht kommt. Rays Konto ist prall gefüllt. Warum sollte sie darauf verzichten? Um sich tugendhafter zu geben als andere? Sie hat schon vor langer Zeit begriffen, dass Tugend einem keinen Cent einbringt.

»Geld« ist das einzige Wort, das sie in die Realität zurückholt. Der Nebel löst sich auf. Eine entsetzliche Angst ergreift von ihr Besitz, sie sieht weißes Haar.

Sie schiebt die fälligen Rechnungen von sich, ihr Blick fällt auf die sich ablösende Tapete, auf den Rostfleck an dem Rohr, das sich an der Wand entlangzieht, auf den tropfenden Wasserhahn, Hollywood rückt in weite Ferne, die Kakerlaken krabbeln näher, sie fühlt sich bedroht. Erschöpft. Ein nasser Lappen. Sie könnte genauso gut den Kopf in den Ofen stecken!

Und dann ruft sie Ray zurück.

Wirft sich ihm in die Arme, du liebst mich doch, oder? Liebst du mich? Er sieht sie verständnislos an, wo ist die Frau geblieben, die ihn tags zuvor laut zeternd vor die Tür gesetzt hat? Er drückt sie an sich, erstaunt, sie so verletztlich zu sehen. Und er ist entschlossener denn je, ihr zu helfen, sie zu beschützen, ihr ihre Würde zurückzugeben.

»Du bist mein Star, weißt du das? Alle meine Freunde beneiden mich ...«

»Ja, ja«, schluchzt sie, schüttelt ihr langes Haar und legt den Kopf an seine Schulter. »Es ist mein Agent ...«, sagt sie mit der Stimme eines kleinen, verirrten Mädchens. »Er will, dass ich nach L.A. fliege, um einen Film mit DiCaprio zu drehen. Oh, nicht die Hauptrolle, auch keine große Nebenrolle, aber immerhin ... mehrere Szenen. Er sagt, das sei eine unglaubliche Chance, aber ich will nicht weg von dir, ich bin so unglücklich.«

Er verstärkt seine Umarmung, wiegt sie, tröstet sie.

»Beim nächsten von der Region finanzierten Film verschafft dir der Präfekt eine Rolle, das verspreche ich dir. Und dann zeigst du es diesen ganzen Idioten!«

»Du bist so lieb zu mir. Ich habe dich gar nicht verdient.«

»Red keinen Unsinn. Wir sind doch ein tolles Team. Zusammen werden wir Großes erreichen, wart's nur ab.«

Violette erzählt Stella nicht alles, sie gibt nur Häppchen preis. Keine wichtigen Informationen, aber Stella ist geduldig. Wie schafft es Ray, sich um zwei Frauen gleichzeitig zu kümmern?, fragt sie sich, während sie das Radio einschaltet. Seiner Mutter den Hintern abzuwischen und seine Geliebte zu verhätscheln. Violette gibt sich nicht mit Versprechungen zufrieden. Die verlangt garantiert was Handfestes.

Stella drückt die Knöpfe des Autoradios und bleibt beim Sender Nostalgie hängen. Hugues Aufray singt »Céline«. Sie denkt an Léonie. Hoffentlich ist ihr nichts passiert, während ich weg war! Sie lässt ihre Mutter nicht gern allein zurück, auch wenn Edmond Courtois Männer ins Krankenhaus schickt, um sie zu bewachen. Er bezahlt ihnen den doppelten Stundenlohn. Jeden Abend, wenn sie nach Hause fährt, kommen Boubou, Houcine oder Maurice und setzen sich in den Sessel neben Léonies Bett. Solange Courtois ist stocksauer, seit sie davon erfahren hat. Was mischst du dich da ein, Edmond? Ganz Saint-Chaland zerreißt sich darüber das Maul! Die Leute behaupten, du wärst in Léonie verliebt. Ray wird toben vor Wut. Suchst du unbedingt Streit?

»Haben Sie deswegen wirklich Ärger zu Hause?«, hat Stella ihn gefragt.

»Mach dir keine Sorgen. Das bin ich gewohnt. Das geht zum einen Ohr rein und zum anderen wieder raus!«

Der Krieg zwischen Edmond und Ray ist wieder aufgeflammt. Die beiden Protagonisten sind älter geworden, das ist der einzige Unterschied. Aber es geht immer noch um Léonie. Edmond will sie beschützen, Ray braucht ein Dienstmädchen.

Hat Edmond Courtois Lucien Plissonnier gekannt? Eher nicht, Léonie muss ihre Romanze geheim gehalten haben. Sonst hätte Fernande zugeschlagen ... Arme Maman! Neulich hat sie ihr mit einem verschmitzten Lächeln erzählt, wie sie Fernande immer Schlafmittel gab, um sich mit Lucien treffen zu können. Sie mischte es in ihren Kräutertee oder in ihr Glas Wein. Aber vorher musste sie sich die Tabletten erst einmal besorgen! Für

Léonie war alles kompliziert. Sie hatte kein Geld. Sie durfte die Wohnung nicht verlassen. Wenn Fernande sie zum Einkaufen schickte, musste sie ihr das Wechselgeld genau abgezählt zurückgeben.

Es ist nicht mehr weit bis zum Bauernhof.

Sie setzt den Blinker, biegt rechts auf die Landstraße ab, sieht das Feld, das ihr Nachbar vergeblich zu verkaufen versucht. Er verlangt achtundvierzigtausend Euro dafür! Zu dem Preis wird er es nie los. Es ist höchstens fünfzehntausend wert. Ihr gefällt die Vorstellung nicht, einen Nachbarn zu bekommen. Jemanden, der seine Nase in ihre Angelegenheiten stecken könnte. Womöglich würde er eines Tages Adrian sehen und ihn bei Ray verpfeifen. Der will Adrian immer noch an den Kragen. Er ist besessen von dem Gedanken. »Ich krieg ihn noch, wart's nur ab!«, hat er beim letzten Mal, als sie ihm begegnet ist, mit zusammengebissenen Zähnen gedroht. »Früher oder später seid ihr geliefert.« Sie hat ihn ignoriert. Er will was von mir? Soll er nur kommen, ich erwarte ihn mit Georges' Gewehr in der Hand. Georges hat mir gezeigt, wie man damit umgeht. Das war nach Schnuffels Tod. Du bist die Nächste auf der Liste, hat er gesagt, nimm dich in Acht, die sind zu allem bereit. Sie war froh darüber, dass Georges sich zu ihr bekannt hat. Denn sie hatte an ihm gezweifelt. Sie wusste nicht mehr, auf wessen Seite er stand. Das ist ihr Problem: Sie vertraut niemandem mehr.

Er ist mit ihr in den Wald gegangen und hat ihr Schießunterricht gegeben. Das Gewehr versteckt er im abgeschlossenen Kangoo, damit Tom es nicht in die Finger bekommt. Sie haben beide einen Heidenschreck gekriegt, als er neulich nachts mit dem Gewehr im Anschlag in den Hof gestürmt kam. Er suchte Ray. Um die Ratte wäre es nicht schade gewesen, sagt sie sich, aber es wäre mir lieber, wenn nicht gerade mein Sohn die Erde von diesem Ungeziefer befreien würde.

Tom lehnt am Hoftor und wartet auf sie. Es ist halb neun und noch immer taghell. Er spielt auf seiner Mundharmonika. Ein neues Lied. Adrian hat ihm »Heart of Gold« von Neil Young beigebracht, »*keep me searching for a heart of gold...*« Vater und Sohn grölen den Text im Chor und stampfen dazu mit dem Fuß auf. Adrian hat angefangen, Gitarre zu spielen. Die beiden proben abends zusammen, während sie an ihrer Patchworkdecke arbeitet. Aus Stoffresten setzt sie die Geschichte ihres Lebens zusammen. Konzentriert schiebt sie die Zunge zwischen den Lippen vor und misst, schneidet und näht. Für Ray wählt sie tiefschwarzen Wollfilz. Es wird ein mehrere Meter langer Bildteppich. Die Geschichte ihres Krieges gegen Ray Valenti.

Gestern Abend saßen sie zu dritt im Wohnzimmer. Die Fenster standen offen, hin und wieder wehte der Duft von Weißdorn herein, die Stare badeten in ihrem Becken, Tom hatte seine Mundharmonika zwischen den Lippen, und Adrian begleitete ihn auf der Gitarre. Sie nähte, hörte ihnen zu und schloss die Augen, um dieses Glück in sich zu speichern.

»Ich höre dich«, hatte Adrian gesagt, ohne sich umzudrehen, »du bist glücklich.«

»Stimmt«, hatte sie lächelnd geantwortet.

Wenn Adrian wieder geht, lässt er seine Gitarre in Toms Zimmer. Und Tom schläft zwischen der Mundharmonika und der Gitarre. Wenn das so weitergeht, hat er bald ein ganzes Orchester in seinem Bett.

Als sie Tom erreicht, bremst sie ab.

»Alles klar?«

»Es gibt ein Problem.«

Stella spürt, wie sich ihr Herzschlag beschleunigt.

»Was?«

»Hat dein Handy nicht geklingelt?«

Sie hat es ausgeschaltet, als sie den Hörsaal betreten hat, und später vergessen, es wieder einzuschalten.

»Ich hatte es ausgeschaltet.«

»Clever.«

»Jetzt red schon, Tom, was ist los?«

Stella schlägt mit der linken Hand außen gegen die Wagentür.

»Suzon wollte es mir nicht sagen. Sie sitzt seit einer Stunde in der Küche und heult.«

Als sie in den ersten Gang schaltet, um wieder loszufahren, hört sie, wie Tom in Richtung des Kangoo brüllt: »Ich hab die Schnauze voll! So was von voll! Tut doch endlich was, verdammt!«

»Alles klar, Mann?«

»Ja. Und bei dir?«

»Alles klar.«

Milan lässt einen Moment verstreichen. Er zieht an der Zigarette, die er sich gerade gedreht hat. Er hat dicke Wurstfinger mit abgeflachten Enden, als hätte sie jemand mit einem großen Hammer bearbeitet. Er hat keine Fingernägel mehr, nur fleischige Wülste, die vor Dreck, Erde und den Feilspänen der Eisenträger auf den Baustellen starren. Sein Blick wandert hinauf zum Dachfenster. Er und Adrian teilen sich ein Zimmer im sechsten Stock eines Gebäudes in der Rue Caulaincourt. Ohne Aufzug, aber direkt über der Métrostation Lamarck, das ist das Gute daran. Sie wohnen sehr beengt, wägen jede Bewegung ab. Ein zehn Quadratmeter großer Raum, zwei Matratzen auf dem Boden, eine Kochplatte, ein kleiner Kühlschrank, eine Dusche. Die Toilette ist auf dem Flur.

»Wir müssen putzen. Das Fenster ist dreckig. Das mag ich nicht. Davon werd ich depressiv.«

Adrian stellt die Tasche ab und lässt sich auf seine Matratze fallen. Mit Reißzwecken hat er Fotos von Stella an die Wand gepinnt, er behauptet, das sei Tilda Swinton, er sei verrückt nach dieser Schauspielerin. Milan steht eher auf Monica Bellucci, ich mag Frauen mit ordentlichen Kurven, bei deiner Tilda, fügt er hinzu, hat man ja gar nichts in der Hand.

»Willst du einen Kaffee?«, fragt er.

»Ja, gern«, antwortet Adrian.

Milan steht nicht sofort auf. Es scheint, als gehe er sparsam mit seinen Gesten um. Er arbeitet auf dem Bau. Den ganzen Tag lang bücken, zupacken, sich wieder aufrichten und den Stein setzen. Ein Viervierteltakt, der einem den Rücken ruiniert. Wenn er frei hat, macht er Dehnungsübungen, hängt sich an eine Stange im Türrahmen oder legt sich, Wirbel für Wirbel, flach auf den Boden und starrt mit weit offenen Augen an die Decke.

»Und, war's schön?«

»Zu kurz.«

Milan weiß nicht, wo Adrian hinfährt. Er ahnt, dass er eine Frau besucht. Einmal hat er ein blondes Haar von Adrians Jacke gezupft und es ins Licht gehalten. Er hat keine Fragen gestellt, sondern darauf gewartet, dass Adrian von sich aus etwas sagte.

Doch Adrian blieb stumm.

»Vanessa war da, sie hat dich gesucht.«

Adrian antwortet nicht.

»Du solltest ihr sagen, dass du vergeben bist. Sonst lässt sie dich nie in Ruhe.«

»Irgendwann wird sie es schon kapieren.«

»Verlass dich lieber nicht darauf! Sie hat es auf dich abgesehen.«

»Du kannst dich ja um sie kümmern.«

Milan steht auf und füllt den Wasserkocher, um Kaffee zu machen. Wischt mit dem Handrücken über die Fensterscheibe.

»Ich bin für sie genauso unsichtbar wie diese Scheibe!«, sagt er lachend. »Sie lebt in einem Märchen, und du bist ihr Prinz.«

Das Wasser beginnt zu kochen, Milan schraubt ein Glas Nescafé auf, gibt zwei Löffel in jede Tasse, gießt ein wenig heißes Wasser dazu, rührt um und reicht Adrian eine Tasse.

»Warum machst du überhaupt so ein Geheimnis daraus?«

»Ich mache kein Geheimnis daraus, ich bin nur diskret«, antwortet Adrian. »Ich rede nicht gern über mein Privatleben.«

»Nicht mal mit mir?«

Adrian antwortet nicht, er nippt an seinem Kaffee, schreckt zurück und verzieht das Gesicht. Es ist glühend heiß.

»Traust du mir nicht?«

Er hat die leise Anspannung in Milans Stimme gehört. Den leichten Vorwurf. Er weiß, dass es ihn verletzt, wenn er nicht mit ihm redet, aber er kann nicht aus seiner Haut, er vertraut niemandem. Edmond Courtois ist der Einzige, der seine Pariser Adresse kennt.

»Bist du verrückt?«

»Dann ist es also einfach Gewohnheit ...«, sagt Milan.

»Ja, könnte man so sagen. Gewohnheit.«

»Das ist traurig.«

Er muss diesen beginnenden Streit sofort unterbinden.

»Wir wohnen zusammen, wir kommen doch gut miteinander aus«, sagt er.

»Aber nicht so gut, dass du mit mir reden würdest ...«

»Ich behalte so was eben lieber für mich. Es gefällt mir, wenn alles geheim bleibt.«

»Ist sie verheiratet?«

»Ja, genau.«

Sie ist mit dem Unglück verheiratet, denkt Adrian. Und ich will sie da rausholen. Milan hat seine Papiere. Er hat nichts zu befürchten. Er bleibt in diesem winzigen Zimmer, weil er sich nichts anderes leisten kann. Er will nicht in einen der Außenbezirke ziehen. Ich will den Eiffelturm sehen, sagt er immer, davon habe ich schon als Kind in Perm geträumt, das bedeutete für mich Freiheit. Perm liegt vierhundert Kilometer nördlich von Aramil. Sie stammen aus der gleichen Region in Russland.

»Hat ihr der Song von Neil Young gefallen?«

Adrian lächelt erleichtert, weil Milan das Thema wechselt.

»Ja.«

»Soll ich dir noch einen anderen beibringen?«

»Gerne.«

»Dann kannst du beim nächsten Mal wieder den Charmeur spielen! Eine verheiratete Frau!«

Er schüttelt den Kopf, das ist seine Art, ihm sein Unverständnis auszudrücken. Es gibt so viele ungebundene Frauen in den Straßen von Paris! Wie kommt man bloß darauf, sich mit einer verheirateten einzulassen!

Adrian schließt die Augen.

Er denkt an den Abend zurück, den er dort verbracht hat. So fern, so nah. Saint-Chaland ist nirgendwo. Ab dem Bahnhof von Sens orientiert er sich an den Bahngleisen und biegt dann nach links ab. Er versteckt das Auto in einem Wäldchen, kriecht durch das hohe Gras und betritt den unterirdischen Gang. Wenn er auf dem Hof wieder herauskommt, muss er sich immer noch in Acht nehmen. Man kann nie wissen, flüstert Stella, es könnte gerade ein Nachbar da sein, um Eier zu holen, und dann sieht er dich. Er geht mit hochgezogenen Schultern, krümmt den Rücken, hält den Kopf gesenkt. Wie ein Verbrecher. Monsieur Courtois hat ihm versprochen, dass er seine Papiere bekommt. Aber wann? Er hat ihm den Job auf dem Bau verschafft. Er kennt den Trick, hat ihn oft benutzt, um Ausländern zu helfen, die in Saint-Chaland zu sehr auffallen würden. Es ist ihm lieber, dass sie im anonymen Paris untertauchen. Einer seiner Freunde hat die Firma gegründet. Er renoviert Wohnungen, Büros und Häuser, alles schwarz. Über einen Kontaktmann in der Präfektur beschafft er den Leuten Ausweispapiere. Er besticht ihn, und jeder kommt auf seine Kosten. Die Männer verkaufen ihre Arbeitskraft, während sie darauf warten, endlich legal in Frankreich leben zu können. Manche von ihnen verschwinden, und man sieht sie nie wieder. Oder sie suchen sich einen anderen Job. Es dauert immer länger, seine Papiere zu bekommen. Man braucht Geduld. Oder muss sein Kind in einer Schule anmelden. Es als Tauschobjekt einsetzen. Aber das will Adrian nicht. Er wartet. Geduld und Vorsicht. Eng

an den Mauern entlangstreichen. Kein Geräusch verursachen.
Kein Aufsehen erregen.

»Sollen wir uns einen Dylan-Song vornehmen?«, fragt Milan.

»Wenn du magst.«

»Dann spricht sie also Englisch?«

»Guter Versuch!«, entgegnet Adrian lächelnd.

»Keine Sorge, früher oder später kriege ich es raus. Ich gebe nicht so schnell auf. ›I shall be released‹, ist das okay?«

Adrian wirft Milan einen argwöhnischen Blick zu.

»Warum sagst du das?«, will er wissen.

»Ich sage überhaupt nichts, so heißt das Lied«, antwortet Milan.

»Ach so ...«

»Du bist ziemlich nervös, mein Freund!«

»Ich bin müde, das ist alles.«

»Wenn du meinst ...«

Wenn Adrian es leid ist, allein zu sein, allein zu schlafen, sich morgens mit den anderen Arbeitern in den Lieferwagen zu quetschen, sich den Rücken krumm zu schuften und Milans Fragen zu beantworten, dann schlägt er die Tür hinter sich zu und spaziert hinauf nach Montmartre. Er läuft ein Rennen gegen die Seilbahn. Er gewinnt oft, und das verleiht ihm neues Selbstbewusstsein. Er ist nicht nur der Kerl, der an den Mauern entlangschleichen muss. Er rennt schneller als die Seilbahn.

Und dann setzt er sich auf eine Bank, umgeben von etwas Grün, unter einer Trauerweide oder einer Zitterpappel, schließt die Augen und schläft im Sitzen ein.

Er erinnert sich an einen Abend, kurz nachdem Schnuffel umgebracht worden war ...

Er war auf dem Hof angekommen und hatte sie zu einer Kugel zusammengerollt in ihrem Bett vorgefunden, von einem Schluchzen geschüttelt, das sie im Kopfkissen erstickte.

Er hatte sich über sie gebeugt, ihre Schulter gestreichelt und gefragt: »Verrätst du mir, was los ist?«

»Fass mich nicht an.«

»Stella!«

»Fass mich nicht an, hab ich gesagt!«

»Jetzt red schon, verdamm! Du erzählst mir nie etwas. Was bin ich denn für dich? Ein Typ der mitten in der Nacht hereinschneit und dich durchvögelt? Ja? Der sich am nächsten Morgen hastig aus dem Staub macht, damit ihn nur ja keiner sieht? Denn so kommt mir das mit uns beiden allmählich vor! Also entweder erklärst du mir jetzt, was los ist, oder ich verschwinde wieder.«

Sie hatte das Kopfkissen an sich gedrückt und noch heftiger geweint.

»Lass mich in Ruhe, ich hab keine Lust zu reden«, hatte sie schluchzend hervorgepresst.

»Aber ich will, dass du mit mir redest. Kapiert das doch endlich! Sonst haben wir beide nichts mehr miteinander zu tun ...«

Sie hatte einen Moment verstreichen lassen, dann hatte sie das Kopfkissen losgelassen, hatte sich umgedreht und gefragt: »Was willst du, Adrian? Willst du dir heulend anhören, wie ich von meiner Kindheit erzähle, von meiner Mutter, die regelmäßig grün und blau geschlagen wird, und zu guter Letzt noch, dass jemand meinem Hund die Kehle durchgeschnitten hat?«

»Das weiß ich doch alles! Und noch viel mehr.«

»Du weißt überhaupt nichts! Ich habe dir nie etwas erzählt!«

»Ich habe es erraten, Stella. Ich sehe, wie sich dein Mund verzerrt, wie mir dein Blick ausweicht, ich höre, wie du im Schlaf redest und wie du hemmungslos weinst, wenn wir miteinander schlafen ... Irgendwann wirst du mit mir reden müssen. Denn was wäre ich sonst? Ein Deckhengst? Und das ist doch nichts, oder?«

Sie hatte schniefend gelächelt.

»Ich weiß«, hatte sie gewispert, und ihre Stimme klang wie die eines unendlich traurigen, unendlich hilflosen kleinen Mädchens.

Sie hatte die Arme nach ihm ausgestreckt, und er hatte sich zu ihr gelegt.

Als sie kurz darauf eng aneinandergeschmiegt ausruhten, hatte sie lediglich gesagt: »Es war wegen Schnuffel, verstehst du ... Ich habe ihn geliebt, und sie haben ihn einfach abgestochen. Ich habe ihn geliebt.«

Das war ihre Grabrede für ihren Hund.

Suzon sitzt in der Küche. Sie wischt sich mit einem Schürzenzipfel über die Augen.

»Nannie ... Was ist passiert? Ist was mit Georges?«

Suzon schüttelt den Kopf.

»Es geht um deine Mutter«, stammelt sie zwischen Schluchzern.

»Maman! Was ist passiert?«

»Amina hat angerufen. Er hat versucht, sie mit Gewalt zurückzuholen.«

»Wer? Ray?«

»Ich weiß es nicht.«

»War denn keiner da, um auf sie aufzupassen?«

Suzon schüttelt den Kopf, sie weiß es nicht.

»Sie hat gesagt, du sollst so schnell wie möglich zurückrufen. Léonie sei noch im Krankenhaus, aber es sei ernst, sehr ernst. Sie konnte dich nicht erreichen, sie hat mindestens sechsmal bei dir angerufen. Sie war völlig aufgelöst.«

»Ich hatte vergessen, mein Handy wieder einzuschalten.«

Suzon knüllt ihr Taschentuch zwischen den Fingern zusammen und zieht es dann wieder auseinander wie einen Hefeteig.

»Und ich hatte keine Ahnung, wo du bist!«, ereifert sie sich. »Wo fährst du denn bloß immer hin? Was, wenn dir was passiert? Ich kann nicht mehr, Stella, ich kann nicht mehr, das ist doch kein Leben.« Sie hebt den Blick und fügt flehend hinzu: »Wir müssen etwas tun, Kind, sonst ist das Léonies Ende, und das

würde ich nicht überleben. Können wir sie nicht zu uns holen? Ich würde mich auch gut um sie kümmern.«

»Red keinen Unsinn, Nannie. Sie würden sofort hier aufkreuzen. Und das gäbe ein Blutbad.« Ein Gedanke lässt ihr keine Ruhe. »Glaubst du denn ...«, fragt sie leise. »Glaubst du, Georges wäre überhaupt damit einverstanden?«

»Natürlich wäre er damit einverstanden! Was denkst du denn?«

»Ich bin mir nicht so sicher, Nannie. Er hat auch Angst. Er würde nicht für sie kämpfen.«

Suzon antwortet nicht. Sie senkt den Kopf und putzt sich die Nase. So enden diese Diskussionen jedes Mal.

»Hat Tom schon etwas gegessen?«, fragt Stella mit leerem Blick. Sie spürt, wie Zorn in ihr aufbrandet.

»Ja. Und sich die Zähne geputzt. Er hat auf dich gewartet, er wollte nicht ins Bett, bevor er dich gesehen hat.«

»Er soll heute Abend bei euch schlafen, ich fahre gleich ins Krankenhaus.«

»Ruf erst Amina an.«

Stella nickt. Sie nimmt Suzon fest in die Arme, murmelt beruhigende Worte, doch in Gedanken ist sie nicht bei der Sache. Sie muss einen Plan schmieden, sie muss Léonie verstecken. Aber als Erstes muss sie zu ihr. Womöglich haben sie ihr alle Knochen gebrochen. Warum hat niemand vor ihrer Tür Wache gehalten? Edmond Courtois hatte doch versprochen, dass immer jemand da sein würde, notfalls würde er das selbst übernehmen.

»Los, fahr schon, Kind. Sie braucht dich nötiger als ich.«

»Hast du dich um die Tiere gekümmert? Ich weiß, es ist viel verlangt, aber ... Ich wollte es heute Abend machen. Ich weiß nicht, ob Merlin noch genug Wasser hat, und ich muss Grizzlys Verband wechseln, Toto hat ihn schon wieder gebissen.«

»Ist alles erledigt. Tom hat mir dabei geholfen. Er weiß, was zu tun ist.«

»Er verändert sich gerade so wahnsinnig schnell. Aber du lässt ihn nicht aus den Augen, ja?«

»Versprochen.«

»Und du holst die Hunde rein?«

»Ja.«

»Er könnte herkommen«, spricht sie ihren Gedanken laut aus, ohne es zu bemerken.

»Glaubst du, das war wieder Ray?«

»Wer sollte es sonst sein, Nannie?«

Sie greift nach dem Schlüssel des Kangoo, ihrem Hut, ihrem Mantel. Nimmt ein Stück Brot und etwas Käse vom Tisch.

»Sagst du Georges, dass ich noch mal sein Auto nehme?«

»Ruf mich an, sobald du etwas weißt. Ich kann sowieso nicht schlafen.«

»Versprochen.«

Als Stella gerade die Haustür hinter sich zufallen lassen will, ruft Suzon sie noch einmal zurück.

»Georges hat mit dieser Sache nichts zu tun, Kind. Glaub ja nicht, er würde ...«

Stella sieht sie verblüfft an. Warum sagt Suzon das? Um ihren Bruder zu schützen, oder weil es die Wahrheit ist? Die Wahrheit ist, dass sie niemals wissen wird, auf wen sie sich verlassen kann. Die Wahrheit ist, dass sie jeden verdächtigt. Die Wahrheit ist, dass das Alleinsein ihre Nerven blank liegen lässt. Und so erscheint ihr Georges manchmal so undurchsichtig wie ein Scheuertuch.

Sie geht nach draußen in den Hof, wo Tom mit den Hunden spielt. Sky apportiert einen Stock und legt sich flach vor ihm auf den Bauch, zum Zeichen der Unterwerfung und dass er weiter spielen möchte. Tom streichelt seinen Hals, sehr gut, Sky, braver Hund, braver Hund. Er bemerkt sie, nimmt Sky den Stock ab und kommt auf sie zu.

»Ist etwas mit Léonie?«

»Ja.«

»Ist es schlimm?«

»Das weiß ich noch nicht, ich muss erst Amina anrufen.«

»War das wieder Ray?«

Stella schaut ihn an und zuckt mit den Schultern. Wer sonst?, scheint sie zu sagen, aber die Worte kommen nicht über ihre Lippen.

»Du schläfst heute Nacht bei Georges und Suzon, okay? Und ich will kein Theater.«

»Schon kapiert«, sagt er und schlägt mit seinem Stock auf den Boden. »Ich bin ja kein Baby mehr.«

Tom geht die Treppe zu seinem Zimmer hoch und schleift dabei seine Schuhe gegen die Stufen. Er muss mit Jimmy reden. Jimmy Gun weiß immer einen Rat. Durch die Gespräche mit Jimmy hat er etwas sehr Wichtiges gelernt: Nein zu sagen. NEIN zu Menschen und Dingen, die er nicht in seinem Leben haben will. Nicht mehr immer Ja zu sagen, um seine Ruhe zu haben oder den Erwachsenen eine Freude zu machen. Er will, dass endlich Schluss ist mit diesen ewigen dröhnenden Lügen. Seit seiner frühesten Kindheit fühlt er sich von Unheil umgeben. Er verspürt ständig den Drang, gegen etwas anzukämpfen.

Einmal hat er mit Stella darüber gesprochen. Als er eines Tages so stolz war, weil er Hörnchennudeln für sie gekocht hatte und sie ihm perfekt *al dente* gelungen waren. Sie saßen beim Essen, er legte seine Gabel hin, schluckte ein paar Klumpen geschmolzenen Gruyère hinunter und wagte es.

»Du musst es mir erzählen.«

»Was muss ich dir erzählen?«, fragte Stella und schenkte sich ein Glas Wein ein, um die kompakte Käsemasse hinunterzuspülen.

»Was los ist. Denn ich weiß es, aber ich weiß es auch nicht, und das macht mich wahnsinnig.«

»Ich verstehe dich nicht, Tom. Was meinst du? Du drückst dich nicht sehr klar aus. Sag mal, kann es sein, dass du ein bisschen zu viel Käse reingemacht hast?«

»Na ja ... ich merke, dass hier irgendwas nicht stimmt, aber ich weiß nicht, was, und das macht mir Angst. Wenn ich es wüsste, dann könnte ich mich vorbereiten.«

»Worauf würdest du dich vorbereiten?«

»Auf das Unheil. Und wenn es dann kommt, hätte ich keine Angst mehr.«

Stella strich ihm mit einer Hand durch das Haar und sagte noch einmal, dass er ein wenig wirr rede. Sie entkreuzte die übereinandergeschlagenen Beine, schob sie zur Seite und betrachtete eine ganze Weile ihre Schuhe, als wären sie das achte Weltwunder. Er wünschte, sie würde andere Schuhe tragen, irgendwann müsste er ihr das einmal sagen. Aber nicht heute.

Er wartete. Das Reden musste ihr schwerfallen, wenn sie so lange schwieg. Schließlich hob sie den Kopf und fragte: »Findest du, ich lüge dich oft an?«

Er sah ihr direkt in die Augen und sagte Ja. Er hätte auch Nein sagen können, um sie zu schonen und ihr eine Freude zu machen, aber das war nicht die Wahrheit. Und es hätte ihn wieder auf diese feindselige, bedrohliche Brache geführt, wo er immer festsaß. Aber indem er Ja sagte, ließ er diese Brache weit hinter sich und stellte das Problem klar: Du lügst mich an, ich spüre das, und ich halte es nicht mehr länger aus.

»Es gibt Dinge, die kann ich dir nicht sagen«, fuhr Stella fort. »Dafür bist du noch zu klein. Kinder sind Kinder, und Eltern sind Erwachsene. Jeder hat seinen Bereich.«

»Ich will doch nur, dass du mich nicht anlügst, wenn das geht.«

»Und was hättest du davon?« Sie hielt kurz inne, dann fügte sie hinzu: »Ich will nicht, dass du auch leidest.«

»Aber so ist es noch schlimmer, Stella. Ich merke doch, dass etwas nicht in Ordnung ist, aber ich weiß nicht, wieso. Das macht mich fertig.«

Sie zupfte an den Ärmeln ihres Pullovers und schlang die Arme um ihren Oberkörper.

»Ich merke doch, dass ich anders bin als die Kinder in der

Schule. Warum darf ich nicht über Papa reden? Warum besucht er uns nur heimlich? Warum sehe ich Ray nie, obwohl er mein Großvater ist? Und schlimmer noch: Warum haben alle Leute Angst vor ihm? Und du am allermeisten?«

Sie antwortete nicht sofort. Es musste eine schwierige Entscheidung sein.

»Und inwiefern würde es dir helfen, wenn ich dir die Wahrheit sagte?«

»Dann wüsste ich, dass du mich nicht für ein kleines Kind hältst. Und das ist wichtig für mich.«

Sie lächelte, doch in ihrem Lächeln zitterten Tränen. Er wusste nicht, wo diese Tränen herkamen. Aus ihrem eigenen Reservoir alter Tränen, die sie nicht hatte vergießen können, oder waren es Tränen der Liebe, die sie für ihn empfand und die nun überquoll?

»Ich werde es versuchen«, sagte Stella seufzend, »aber ich verspreche dir nicht, es immer zu tun.«

Am liebsten hätte er sich zum Dank an sie gekuschelt. Doch er zögerte. Er wollte ein Mann werden. Und ein Mann kuschelt sich nicht an seine Mutter.

Trotzdem hatte er an jenem Abend gewonnen. Und das hatte er Jimmy Gun zu verdanken. Jimmy Gun hatte ihm beigebracht, nicht mehr alle naselang Ja zu sagen, um anderen eine Freude zu machen. Seiner Mutter, seinem Vater, Georges oder Suzon.

Und so hatte er als Zeichen der Dankbarkeit für ihre Offenheit eingeräumt, dass er tatsächlich zu viel geriebenen Käse unter die Hörnchennudeln gemischt hatte und man diese dicken Gruyèrklumpen nur schwer herunterbekam.

Er schaltet seine Nachttischlampe ein und stellt sich zwischen sie und die weiße Wand. Es ist eine kleine Lampe, die Stella bei Ikea gekauft hat. Sie hat gleich zwei davon genommen. Eine für sein Schlafzimmer und eine für sein Zimmer bei Georges und Suzon, damit er sich nicht fremd fühlt, wenn er bei ihnen übernachtet.

An solche Dinge denkt Stella, und ihre kleinen Aufmerksamkeiten rühren ihn. Und außerdem ist es eine hübsche Lampe, eine türkisblaue Glaskugel auf einem Metallfuß, der an einen Duschschlauch erinnert. Man kann ihn verbiegen und das Licht in jede beliebige Richtung drehen. Beim Spielen mit diesem biegsamen Lampenfuß hatte er herausgefunden, wie er Schattenspiele machen konnte. Sein Vater hatte ihm ein paar Figuren gezeigt: den Hund, die Ente, das Kamel, die Fledermaus, die Schnecke und den Vogel. Als er eines Abends übte, sie nachzumachen, war er aufgesprungen, um einen Bleistift aufzufangen, und in den Lichtstrahl geraten. So hatte er Jimmy Gun kennengelernt.

Ein Junge wie er, nur sehr viel größer, als Schattenriss an die Wand geworfen. Mit dem gleichen zerzausten Haar auf dem Kopf und einer kleinen Stupsnase.

»Hallo«, hatte er gesagt, »wie heißt du?«

Jimmy hatte ihm seinen Namen genannt. Oder besser gesagt, es war Tom, der ihm einen Namen gegeben hatte. Und weil der Junge an der weißen Wand echt rebellisch aussah, hatte er verkündet: »Gun. Jimmy Gun, der schneller schießt als sein Schatten.«

Und sie hatten angefangen, sich zu unterhalten.

Er wusste natürlich, dass er selbst es war, der da redete, aber nach einer Weile vergaß er das, und Jimmy begann wirklich zu existieren. Mit Jimmy zu reden tat ihm gut. Endlich hatte er einen Freund gefunden. Einen besten Freund. Ihm konnte er von seinem Vater erzählen, von seinem Weg durch den unterirdischen Gang, von Schnuffel, von Georges' Jagdgewehr, von Léonie und von diesem Blödmann Ray. Er erzählte ihm, wie er Kirschtupfer unter dem Spülbecken herausgeholt, sich sogar noch weiter in die Wohnung vorgewagt und einen Blick in das Zimmer der Alten geworfen hatte. Er hatte Fernande gesehen, die schnarchend im Bett lag, den Kopf tief in den Kissen und ihren Beinstumpf flach auf dem Laken. So ein Beinstumpf ist nicht schön, hatte er ihm erklärt, er ist komplett mit weißen Binden unwickelt wie ein

Baby, und am Ende ist ein Verband mit gelben und roten Flecken, und das ist wirklich eklig. Womöglich schneiden sie ihr das andere Bein auch noch ab, und dann die Arme, und dann ist sie nur noch ein Rumpf! Und außerdem hat es gestunken, sie muss in die Hose gemacht haben, und ich habe mir die Nase zugehalten! Ich glaube, wenn ich Georges' Jagdgewehr dabeigehabt hätte, dann hätte ich sie abgeknallt – peng! Denn sie ist eine böse alte Hexe. Sie und ihr Sohn Ray, die beiden schenken sich nichts. Zuerst erledige ich sie, zur Übung, und danach ist Ray an der Reihe.

»Aber dieser Ray ist dein Großvater«, hatte Jimmy gesagt.

»Ja, schon, aber vor allem ist er ein Scheißkerl. Ich weiß nicht, was er meiner Mutter angetan hat, aber ihre Lippen werden ganz weiß, wenn sie über ihn spricht.«

Bei Jimmy nahm er kein Blatt vor den Mund. Jimmy verstand alles. Aber damals hatte Jimmy gesagt, dass das nicht clever gewesen sei, dass man in solchen Fällen alles gut planen müsse. Stell dir nur mal vor, die Alte wäre aufgewacht. Sie hätte geschrien, die Nachbarn wären gekommen, und sie hätten dich erwischt! Bevor man so etwas macht, muss man erst einmal gründlich nachdenken!

»Ja, du hast recht«, hatte er zugegeben.

Heute Abend wird er Jimmy Gun erzählen, dass es schon wieder eine Katastrophe gegeben hat. Dass er es nicht mehr aushält, Suzon weinen zu sehen. Stella weint nicht, aber es läuft auf dasselbe hinaus. Die Tränen sammeln sich in ihrem Inneren, und darum ist sie so blass, und ihre Augen sind rot gerändert. Aber Suzon, in ihrem Alter! Sie zittert die ganze Zeit und kann kaum noch atmen. Irgendwann überkommt es sie noch, und dann setzt sie sich auf einen Stuhl und stirbt, weil ihr einfach die Luft wegbleibt.

»Uns fällt schon etwas ein«, antwortet Jimmy. »Wir schmieden einen Plan und räuchern dieses Ungeziefer ein für alle Mal aus.«

Manchmal spricht Jimmy Gun wie in den amerikanischen Serien, die auf TFi laufen.

Wie eine Schlafwandlerin fährt Stella durch die hereinbrechende Dunkelheit. Sie folgt der gewundenen Straße, ihr Blick gleitet von Feld zu Feld, von einem Bauernhof zum nächsten, als suche sie Halt in der vertrauten Landschaft, als seien die Bäume und Wiesen die einzigen Freunde, die ihr noch blieben. Dieser Scheißkerl, formen ihre Lippen, dieser Scheißkerl, dieser Scheißkerl! Sie dreht die Scheibe herunter und atmet den Duft des Waldes ein, die Aromen von Weihrauch, totem Laub und feuchtem Moos, von Krokus, Veilchen und Buchenknospen. Der Geruch der Nacht, die Geräusche der Nacht, die Reinheit und Unschuld, die die Luft erfüllen. Sie hört das dumpfe Knirschen der sich wiegenden Stämme, die Rufe der Vögel, das Gurren einer Taube, sie atmet tief ein. Léonie, meine Mutter, du arme gequälte Kreatur, hört das denn nie auf? Und die Verzweiflung droht sie zu überwältigen, sie hat keine Kraft mehr, am liebsten würde sie einfach anhalten und auf dem Steuer des Kangoo einschlafen. Es ist immer die gleiche Geschichte, ihre Mutter, die geschlagen, vergewaltigt und misshandelt wird, ihre Mutter, die sich nicht einmal wehren kann, weil die Gesetze von Männern gemacht wurden und die Männer sie anwenden, wie es ihnen passt. Ein Satz hatte sie beeindruckt, als sie in der zehnten Klasse war: »Die Frauen tun recht daran, sich gegen die Gesetze aufzulehnen, denn wir haben sie ohne sie geschaffen.« Ein Mann hatte das geschrieben, er hieß Montaigne. Und seine Worte waren nicht auf taube Ohren gestoßen.

Es wird zu viel für sie. Die Erinnerungen an die Nächte ihrer Kindheit kommen wieder hoch: das blutverklebte Haar ihrer Mutter, das Geräusch ihres Kopfs, der auf den Boden schlägt, die Beschimpfungen, die Schreie, ihre Mutter, die um Verzeihung bittet, ihre Beteuerungen: Ich mache es nie wieder. Es ist einfach zu viel. Sie bekommt keine Luft mehr und hält an. Sie presst die Fäuste gegen ihre Augen, doch die Tränen rinnen zwischen ihren Fingern hindurch und laufen ihr über die Wangen.

Als sie keine Tränen mehr zu vergießen hat, als ihr ganzer

Schmerz aufgebraucht ist, da kehrt der Zorn zurück, sie richtet sich wieder auf, trocknet sich die Nase am Ärmel ihres Mantels, schiebt ihren Hut zurück, reibt sich mit beiden Händen den Kopf, beißt in die Scheibe Brot und das Stück Käse und wählt Aminos Nummer.

Eine Fledermaus huscht schräg durch die blaugraue Nacht, und ihr fällt Toms Witz wieder ein: »Was sagt ein Mäusejunge zu seiner Mutter, wenn sie eine Fledermaus sehen?«

»Keine Ahnung, Tom, du weißt doch, dass ich auf so etwas nie komme!«

»Wenn ich groß bin, will ich auch Pilot werden.«

Sie hatte laut aufgelacht, und das hatte ihn gefreut.

»Amina, ich bin's. Wo bist du?«, fragt Stella, denn Amina hat sich so leise gemeldet, dass sie sie kaum versteht.

»Im Zimmer deiner Mutter. Ich wollte sie nicht allein lassen. Ich habe auf deinen Anruf gewartet.«

»Ich bin gleich da.«

»Sie schläft. Ich habe ihr etwas gegeben.«

»Ist es schlimm?«

»Sie schläft«, wiederholt Amina leise.

Amina erwartet sie vor der Tür von Zimmer 144 und winkt ihr, sich zu beeilen. Sie sieht sich verstohlen um. Dann schließt sie die Tür hinter ihnen und blockiert die Klinke mit der Rückenlehne eines Stuhls.

»Glaubst du, das funktioniert?«, fragt Stella.

»Keine Ahnung, aber es beruhigt mich. Ich hatte die schlimmste Angst meines Lebens, das kannst du mir glauben! Sprich leise. Ich sollte eigentlich gar nicht hier sein, ich habe heute Nacht keinen Dienst.«

»Sind Boubou, Houcine oder Maurice nicht gekommen? Wer von ihnen war denn an der Reihe? Ich hatte Courtois doch extra Bescheid gesagt, dass ich heute nicht da sein würde.«

»Nein. Ich habe niemanden gesehen. Ich habe auf sie gewartet, um nach Hause gehen zu können.«

»Und sie haben dich auch nicht angerufen?«

»Nein, ich sagte doch, nichts.«

»Das ist nicht normal...«

Es ist halb elf. Sonst treffen sie immer gegen acht Uhr ein, um sie abzulösen. Mit einem breiten Lächeln im Gesicht. Stets gerne bereit, ihr diesen Gefallen zu tun. Normalerweise kommen Boubou und Houcine zusammen, bringen ihr Kartenspiel und Bier mit, ziehen den kleinen Tisch unter dem Fernseher vor und spielen Gin Rommé. Sie sehen lächelnd zu Léonie hinüber und sagen: Schlafen Sie ruhig, wir sind da. Sie lächelt zurück und dankt ihnen. Maurice schüchtert sie ein wenig ein. Er ist Jungeselle. Liest Bücher über Napoleon und studiert die Strategien der großen Schlachten, die Bewegungen der Armeen, die ihren Gegner in die Zange nehmen. Oder auch nicht. Er rekonstruiert Eylau und Waterloo. Er liebt das Militärleben, die Uniformen und die Parade am 14. Juli. Er sieht sie sich immer im Fernsehen an. Einmal war er auch in Paris, um sie »live« zu sehen. Er war schon am Vortag hingefahren, hatte die Place de l'Étoile umrundet und sich die Vorbereitungen angesehen, hatte in seinem Auto geschlafen und sich am nächsten Morgen einen Platz in der ersten Reihe gesichert, um nichts zu verpassen. Aber er war enttäuscht zurückgekommen. »Im Fernsehen sieht man es besser. Außerdem mag ich dieses Gedränge nicht. In Paris gibt es einfach zu viele Leute. Und es stinkt, man kann gar nicht richtig atmen.«

Stella beugt sich über ihre Mutter. Sie schläft friedlich. Ein leises Schnarchen dringt über ihre leicht geöffneten Lippen.

»Sie sieht aus, als wäre alles in Ordnung...«

»Weil das Licht aus ist. Sieh genauer hin...«

Stella beugt sich erneut vor und bemerkt einen Verband über Léonies linkem Auge. Sie schreit leise auf, und Amina bedeutet ihr, still zu sein.

Sie lehnen sich an die Fensterbank und unterhalten sich flüsternd.

»Es muss gegen sieben Uhr gewesen sein, ich war gerade auf der Toilette, als jemand reinkam. Ich bin mir sicher, es war Turquet, ich habe seine Stimme erkannt. Ich weiß nicht, wieso, aber jemand hat den Schlüssel draußen stecken lassen. Oder ihn womöglich absichtlich draußen ins Schloss gesteckt, damit Turquet mich einsperren konnte.«

»Das würde ja bedeuten, dass er hier drin einen Komplizen hätte ...«

»Wir können von Glück reden, wenn es nur einer ist!«, entgegnet Amina seufzend. »Jedenfalls hat er den Schlüssel umgedreht und mich eingeschlossen. ›So kommt mir die verdammte Schwester nicht in die Quere«, hat er ganz laut gesagt, damit ich ihn höre. Ich habe mit aller Kraft gegen die Tür gehämmert, aber das hat ihn nicht davon abgehalten, zum Bett deiner Mutter zu gehen. ›Los, steh auf«, hörte ich ihn sagen, ›du gehst jetzt nach Hause!‹ ›Tu mir nichts!«, flehte sie, aber er erwiderte nur höhnisch: ›Glaub ja nicht, dass ich mir den Spaß entgehen lasse, du Miststück! Steh auf, oder ich prügeln dich windelweich.« Sie muss ihm ihren Gips gezeigt haben, denn er sagte: ›Den kriegen wir schon weg, das ist schnell erledigt!‹ Ich hörte Schläge, Stöhnen, ich habe um Hilfe geschrien, ich habe die Zimmernummer gebrüllt, bis ich keine Stimme mehr hatte! Schließlich ertönte Lärm im Flur, und er machte sich aus dem Staub. Serge, ein Krankenpfleger, kam rein und sagte, er habe ihn weglaufen sehen, aber er sei sich nicht sicher, ob es wirklich Turquet gewesen sei – noch so ein Feigling! Nachdem er mich rausgelassen hatte, sah ich Léonie auf dem Boden liegen. Es war kein schöner Anblick.«

»Was hat sie?«

»Die vierte, fünfte und sechste Rippe auf der rechten Seite sind gebrochen. Sie muss sich nach links gedreht und den Arm gehoben haben, um sich zu schützen, und er hat auf sie eingepugelt. Sie hat überall blaue Flecken, auf dem Oberkörper, im

Gesicht, am rechten Arm. Serge und ich haben sie hochgehoben, und während ich mich allmählich wieder beruhigt habe, hat er sich vergewissert, dass außer den Rippen nichts weiter gebrochen war. Er hat ihr ein Beruhigungsmittel und etwas gegen die Schmerzen gegeben und ist wieder gegangen. Wir müssen morgen unbedingt Doktor Duré davon erzählen.«

»Arme Maman«, sagt Stella seufzend und greift nach der Hand ihrer Mutter. »Sie werden dich nie in Frieden lassen!«

Sie pustet ihrer Mutter sacht ins Gesicht und streicht vorsichtig mit einem Finger über ihre Wange.

»Sie schläft ganz ruhig«, bemerkt sie verwundert.

»Als ich sie aufgehoben habe, hat sie sich entschuldigt. Stell dir das mal vor! Sie hat mich um Verzeihung gebeten für den Ärger, den sie mir bereitet. Das waren ihre Worte. Sie ist so süß, Stella! Wie kann man ihr nur so etwas antun?«

»Ich weiß, Amina.«

»Sie wird über einen Monat Schmerzen haben. Sie wird sich kaum rühren können, kaum Luft bekommen, wir werden ganz behutsam mit ihr umgehen müssen. Sie darf nicht husten, nicht lachen, keine abrupten Bewegungen machen, da hilft nichts außer Warten, bis die Brüche wieder heilen.«

»Ich bleibe hier. Suzon kümmert sich um Tom, und Georges fährt ihn morgen früh zur Schule. Ich rufe sie an.«

Gerade als sie ihr Handy aus der Handtasche holen will, beginnt es zu klingeln. Sie liest »unbekannte Nummer« und geht nicht ran.

»Vielleicht sind es ja Boubou oder Houcine«, vermutet Amina.

»Oder dieses durchgeknallte Arschloch will mir wieder drohen. ›Ich fick dich durch, du blöde Fotze.‹ Die glauben, damit würden sie mich mürrisch machen. Sie versprechen mir die Hölle auf Erden. In mir ist so viel Hass, Amina! Ich ertrage das nicht mehr, es frisst mein ganzes Leben auf.«

Sie betrachtet die auf dem Bett liegende Gestalt, streichelt ihren Arm, und ihr Blick verliert sich wieder in der Ferne.

»Ich frage mich oft, ob ich überhaupt noch weiß, was Liebe ist...« Sie stockt und sucht nach den richtigen Worten. »Manchmal bin ich glücklich. Aber das hält nicht lange an. Meistens kommt der Hass gleich wieder zurück und nimmt den ganzen Platz ein.«

Das Klingeln hat aufgehört. Stella zuckt mit den Schultern.

»Siehst du... Sie hinterlassen nicht einmal eine Nachricht. Sie glauben, schon das Klingeln reicht, um mich in Angst und Schrecken zu versetzen.«

Sie zeigt dem Handy den Mittelfinger.

»Bist du sicher, dass es nicht Houcine oder Boubou waren?«, beharrt Amina. »Normalerweise kommen sie immer pünktlich.«

»Dann wäre ihre Nummer angezeigt worden. Glaub mir doch, das waren die. Hast du's immer noch nicht kapiert?«

Ihre Stimme klingt scharf und gehässig. Aminas Arglosigkeit geht ihr auf die Nerven.

Amina legt ihr begütigend eine Hand auf den Arm. Stella schüttelt sie ab und verfolgt weiter ihre fixe Idee.

»Es war Turquet, das hast du selbst gesagt. Und Turquet bedeutet Ray. Aber diesmal werden sie es bereuen.«

»Was hast du vor?«

»Halt dich da raus. Sie werden dafür bezahlen, das ist alles. Du weißt nichts, und ich habe dir nichts gesagt. Und wenn dich jemand fragt, hältst du einfach die Klappe, kapiert?«

»Stella, du weißt genau, dass ich auf deiner Seite bin.«

Stella schaut auf Aminas angespanntes, besorgtes Gesicht hinab. Sie sieht die Zärtlichkeit, die Sanftheit in ihren Zügen und bereut ihren Ausbruch.

»Tut mir leid. Ich kann nicht mehr. Ich habe es satt, allen etwas vorzuspielen, was ich gar nicht bin: eine starke Frau, die ununterbrochen kämpft. Aber wenn ich aufhöre, diese Frau zu sein, wer bin ich dann noch? Kannst du mir das sagen?«

Amina bleibt stumm. Stella hat recht. Niemand lässt ihr die Wahl, jemand anders zu sein.



Katherine Pancol

Muchachas

Nur ein Schritt zum Glück
Roman Bd. 3

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 512 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-58558-0

carl's books

Erscheinungstermin: Mai 2016

Die neue Bestseller-Trilogie von Frankreichs beliebtester Autorin

Auch im abschließenden dritten Band geht es spannend und turbulent zu. Und wir erfahren endlich, wie die Schicksale von Joséphine und Stella zusammenhängen. Wie Léonie damals mit Lucien fast glücklich geworden wäre und nun endlich Frieden findet. Wie Joséphine erkennt, dass auch sie stark sein kann.

Stella, Léonie, Joséphine, Hortense, Zoë, Shirley und nicht zu vergessen Calypso – die Schicksale und Geschichten dieser großartigen Frauen, der Muchachas, wachsen einem beim Lesen ans Herz, so dass sie einen noch lange nach der Lektüre begleiten. So lebensklug, liebevoll und verführerisch leicht kann nur eine Bestsellerautorin wie Katherine Pancol erzählen.

 [Der Titel im Katalog](#)